

Cordula Endter und Friedolin Krentel

Kollaboratives Forschen mit Kindern – Ein Experiment!?

Einleitung

Was benötigt man eigentlich, um zu forschen? Eine interessante Fragestellung? Gewillte Betreuer_innen? Einen funktionierenden Laptop? Aktuelle Bücher? Ein waches forschendes Selbst? Sicherlich all das, wir sind jedoch der Ansicht, dass noch weit mehr Akteure im und am Forschungs- und Schreibprozess beteiligt sind, die im offiziellen wissenschaftlichen Diskurs jedoch weitestgehend unsichtbar bleiben bzw. durch die Trennung von Arbeit und Privatem unsichtbar gehalten werden. Dazu zählen vor allem auch Partner_innen und/oder Kinder, die den Forschungsprozess aktiv wie auch passiv begleiten, mitgestalten oder ihn möglicherweise überhaupt erst hervorbringen.

In unserem Beitrag möchten wir daher für eine Forschung argumentieren, die die Blackbox familiärer Beteiligung im und am Forschungsprozess öffnet und Elternschaft entgegen des im akademischen Diskurs üblicherweise mitschwingenden Untertons nicht allein als Benachteiligung, sondern vielmehr als wertvolle – und damit besonders förderungswürdige! – Ressource für die Forschung versteht. Anknüpfend an die in jüngerer Zeit vor allem in ethnografisch ausgerichteten Forschungsprojekten zunehmend wichtiger werdender Konzepte kollaborativer Wissenschaftspraxis wollen wir damit experimentieren, diese Ideen auf die Forschung in und mit Elternschaft auszuweiten. Aus unserer Sicht bietet es sich gerade für Praxisformate wie die sich *sui generis* als reflexive und erkundende Wissenschaft verstehende Ethnografie an, die eigene Forschung in einen Zusammenhang mit kindlichem (Er)Forschen zu bringen. Ihr spezieller Fokus auf Alltagsphänomene stellt Forschende vor das Problem, diese jenseits gängiger Erklärungsmodelle überhaupt wahrnehmen und deuten zu können. Dementsprechend gelten forschende „Offenheit“, die Fähigkeit, „sich wundern zu können“ und „sich vom Feld überraschen zu lassen“ als durchaus voraussetzungsvolle Ideale ethnografischer

Forschung. Ausgehend von der Überlegung, dass viele vermeintliche Selbstverständlichkeiten des Alltags im Laufe der Sozialisation erlernt werden, ermöglicht gerade die kindliche Perspektive gepaart mit ihrer Neugier oftmals einen neuen Blick auf alltägliche Phänomene. Somit kann, wie in unserem Beitrag exemplarisch gezeigt werden soll, die elterliche Erfahrung im Umgang mit den eigenen Kindern und deren Fragen und Deutungen als eine produktive Befremdungsstrategie und damit der Bereicherung der Forschung dienen.

Gleichzeitig erscheint vor diesem Hintergrund ein offensives Umgehen mit Elternschaft im Wissenschaftskontext mehr als gerechtfertigt und sollte in dem für die Lebenswirklichkeit forschender Eltern nach wie vor leider überwiegend „blinden“ akademischen Bewusstsein (und der Praxis!) einen entsprechenden Stellenwert erhalten.

Unsichtbare Kollaboration unsichtbarer Akteure

Wissenschaftlich-forschendes Arbeiten ist traditionell von zwei Positionen geprägt: Es gibt den oder die Forschende, manchmal auch als Gruppe, und den oder die zu Beforschenden, manchmal ebenfalls eine Gruppe, manchmal aber auch ein Ding, eine Idee, eine Struktur oder einen Diskurs. Neben diesen scheinbar klar abzugrenzenden Positionen gibt es eine Reihe von Akteuren, die ebenso auf die wissenschaftliche Arbeit als auch auf die Wissenschaftlichkeit der Arbeit einwirken: beispielsweise die Fragestellung und das methodische Werkzeug, aber auch Forschungsinfrastrukturen und Feldzugänge und nicht zuletzt Gutachter_innen, Auftraggeber_innen oder Forschungskolleg_innen. Diese unterschiedlichen Akteure, die abhängig von Situation und Relevanz wirkmächtig werden, gehören ebenso zum traditionellen Kanon wissenschaftlich-forschenden Arbeitens wie Forschende und Beforschte. Aus einer Netzwerkperspektive heraus, wie beispielsweise der Actor Network Theory (ANT),¹ lässt sich argumentieren, dass die Akteure erstens im Moment ihres Handelns sichtbar und zweitens durch dieses

1 Vgl. Latour, Reassembling the Social.

Handeln selbst wirkmächtig werden. Das heißt, wissenschaftliches Arbeiten, verstanden als soziale Praxis eines heterogenen Netzwerks, hängt stark von der dynamisch wandelbaren Beziehungsqualität bzw. Interaktionsfähigkeit der beteiligten Elemente ab.

Aber haben wir wirklich alle Akteure erfasst? Wir möchten im Folgenden einen Blick vorschlagen, der das Netzwerk „wissenschaftliches Arbeiten“ in seiner Sichtbarkeits/Unsichtbarkeits-Relation überprüft. Unsere Argumentation ist dabei von der Vermutung motiviert, dass in diesem Netzwerk noch andere Akteure wirken, die aber häufig unsichtbar bleiben bzw. bleiben müssen. Sichtbarkeit – und damit meinen wir soziales Handeln, das systemische Wertschätzung und Anerkennung erfährt – beinhaltet damit eine politische Dimension, die die Platzierung von Akteuren, die soziale Anerkennung ihres Handelns und ihre Fähigkeit, neue Beziehungen aufzubauen bzw. weitere Akteure zu integrieren, zum Diskussionsgegenstand macht. Dem Ansatz der ANT folgend, möchten wir diese Asymmetrien aufdecken, indem wir weitere Akteure des Netzwerks sichtbar machen und eine andere Praxis des Zusammenarbeitens vorschlagen.

Gegenwärtiges, wissenschaftliches Arbeiten lässt sich als eine entgrenzte, subjektivierte Arbeitspraxis beschreiben, in der Flexibilität und Mobilität ebenso uneingeschränkt von den Arbeitnehmer_innen eingefordert werden wie die Akzeptanz unsicherer Arbeitsverhältnisse. Dies gilt insbesondere für die zumeist jungen wissenschaftlichen Akteur_innen in der von befristeten, projektbezogenen, diskontinuierlichen Arbeitsverhältnissen gekennzeichneten Qualifikationsphase. Um diesen Anforderungen und Erwartungen gerecht zu werden und damit einen Zugang zu den etablierten Personen im System im Sinne Norbert Elias' zu haben, werden diese Anforderungen durch verschiedene unsichtbare Akteure aufgefangen, kompensiert, ermöglicht.² Diese, Familie und Freunde, bilden ein unsichtbares Unterstützungsnetzwerk, in dem wissenschaftliches Arbeiten mit Kindern durch Partner_innen, Eltern, Freunde, aber auch Kinder ermöglicht wird, indem sie Unterstützungen leisten, die erstens informell sind, das heißt unentgeltlich und nicht sozial- oder rentenversichert, und zweitens im Netzwerk unsichtbar bleiben. Dazu zählen wir unter anderem die Betreuung der Kinder während der Arbeits-

2 vgl. Elias/Scoton/Schröter, Etablierte und Aussenseiter.

zeit, aber auch während Dienstreisen, Tagungen, Vorträgen oder Überstunden. Im System Wissenschaft werden diese unsichtbaren Akteure zumeist erst dann sichtbar, wenn das formelle (Kindergarten, Schule, Hort) und/oder das informelle (Partner_in, Freunde, Großeltern) Unterstützungsnetzwerk versagt und dadurch die innerhalb des Systems vorgesehenen – und sichtbaren! – Partizipationsweisen (Vorträge, Lehre, Publikationen, Drittmittelwerbung, Gremienarbeit etc.) gestört werden. Die praktische Realisierung der institutionell propagierten und umgesetzten Konzepte zur Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft bleibt meist weiterhin auf die informelle Arbeit von Familienmitgliedern und Freunden angewiesen, die jedoch in Ermangelung offizieller Anerkennung für die lebenspraktische Verwobenheit der wissenschaftlichen Arbeit mit sozialen Verpflichtungen und Aushandlungen häufig unsichtbar bleiben.³

Darüber hinaus geht es uns aber nicht primär um die Vereinbarkeit von Kinderbetreuung mit Forschungs- und Arbeitsaufgaben. Wir möchten hier auch die Diskussion der Arbeit und die damit verbundene Unterstützung bei der Entwicklung der eigenen Fragestellung, des methodischen Vorgehens oder der Literaturauswahl als Gegenstand informeller Unterstützungsarbeit durch Freunde und Familie thematisieren.⁴ Dazu zählen wir aber auch das Lektorieren der Arbeit und das Recherchieren weiterer Themen, Literatur oder arbeitstechnischer Anknüpfungspunkte (Jobs). Und nicht zuletzt ist hier unserer Ansicht nach die von den unsichtbaren Akteur_innen teilweise über einen langen Zeitraum geleistete psycho-

3 Wir sind uns an dieser Stelle über die Vielzahl der Arbeitsverhältnisse bewusst, die durch eine ähnliche, wenn nicht sogar gleiche Sichtbar/Unsichtbarkeits-Relation geprägt sind und von dieser hegemonial bestimmt werden. So ist es gerade die Vielzahl dieser Arbeitsformen, die es uns hier nicht möglich macht, auf eben diese einzugehen. Aus diesem Grund wählen wir den uns vertrautesten, weil alltäglichsten Kontext beispielhaft aus, um dessen Ungleichheit produzierenden Interaktionen zwischen sichtbaren und unsichtbaren Akteuren in der „Blackbox“ wissenschaftliches Arbeiten aufzuzeigen. Wir wissen um die damit verbundene Begrenztheit unserer Aussage, sind aber gleichzeitig davon überzeugt, dass eine mikroanalytische Perspektive nur so möglich ist. Unser exemplarischer Zugriff ist als Auftakt gedacht.

4 Auch hier sind wir uns darüber bewusst, dass solche Unterstützungsleistungen nicht allein Eltern zukommen, sondern ganz im Gegenteil kennzeichnend für eine jegliche Form von Wissensarbeit sind. Umso mehr gilt es, deren Unsichtbarkeit deutlich zu machen, was wir hier am Beispiel von Elternschaft versuchen.

emotionale Entlastung an zentraler Stelle anzuführen, die jedoch in den dominierenden Diskursen viel zu selten thematisiert wird.⁵ Dabei kann gerade diese Unterstützungsarbeit für das informelle Netzwerk zu einer großen Herausforderung, wenn nicht sogar Belastung werden und die Grenzen informeller Arbeit überschreiten.

Die Unsichtbarmachung informeller Akteur_innen erfolgt dabei sowohl auf struktureller Ebene wie zum Beispiel in den DFG-Richtlinien zur Chancengleichheit⁶ als auch auf subjektiver Ebene in der eigenen Arbeit. Im Folgenden legen wir unseren Schwerpunkt jedoch nicht auf diese Praktiken der institutionalisierten Unsichtbarmachung, sondern konzentrieren uns auf die Frage, inwieweit eigene disziplinäre Methoden für ein Öffnen der Blackbox produktiv gemacht werden können.⁷

Als Ethnologe bzw. Europäische Ethnologin sind wir vertraut mit einem reflexiven Umgang der eigenen Position, sowohl während des Forschungsprozesses (im Feld) als auch während der Analyse und Verschriftlichung der Forschung (über das Feld). Gerade diese Reflexion kennzeichnet ethnografisches Arbeiten, das sich als ein Oszillieren zwischen dem Vertrautmachen des Fremden und dem

5 Wir kommen weiter unten noch auf Schreibstrategien des Sichtbarmachens zu sprechen, möchten aber an dieser Stelle schon darauf hinweisen, dass wir die konventionelle Danksagung nicht als Sichtbarmachungsstrategien anerkennen, sondern als formalisierten Akt, um zum einen den wissenschaftlich und gesellschaftlich anerkannten und etablierten Unterstützer_innen wie Doktorvätern und -müttern zu danken und zum anderen die Danksagung an Freunde, Partnern_innen und Familie diskursiv zu beschränken. Das heißt, bereits die Wortwahl, die Platzierung und die Zeichenzahl der Danksagung stellt eine Hierarchie dar und begrenzt die Sichtbarkeit der beteiligten Akteure in der Arbeit selbst.

6 DFG-Richtlinien zur Chancengleichheit, unter http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/chancengleichheit/index.html (29.5.2015).

7 Neben der Notwendigkeit einer weiter fortschreitenden institutionalisierten Sichtbarmachung sehen wir auch die Notwendigkeit, Familien- oder Pflegearbeit, Ferienzeiten oder andere informelle Arbeit in Zeitplänen bei Evaluationen oder Begutachtungen, aber auch in Gesprächen mit den Betreuer_innen sichtbar zu machen. Dabei plädieren wir für eine andere Kultur, welche bereits in den Strukturen eine solche Offenheit gegenüber familiär gebundener Arbeit anlegt und es den handelnden Akteur_innen leichter macht, ihre Situation zu benennen.

Befremden des Vertrauten beschreiben lässt.⁸ Dazu stehen den Ethnolog_innen vor allem reflexive Schreibpraktiken zur Verfügung, die sich in Feldtagebüchern, Notizen, Skizzen oder Protokollen materialisieren. Die ethnografische Praxis, eigene Vorannahmen in Frage zu stellen, das allzu Vertraute neugierig zu hinterfragen und scheinbar Alltägliches durch reflexive Beobachtung zu rekonstruieren, erscheint uns vielversprechend zu sein, um auch der Sichtbarkeits/Unsichtbarkeits-Relation wissenschaftlichen Arbeitens mit Kindern näherzukommen. Unser Ziel ist im Folgenden, anhand des methodischen Vorgehens zur „Befremdung der eigenen Kultur“⁹ auszuloten, inwieweit ethnografische Befremdungsstrategien das Sichtbarmachen der im Akteurnetzwerk wissenschaftliches Arbeiten mit Kindern wirkenden Akteure befördern können.

Ethnografische Praktiken des Sichtbarmachens

Qualitative Forschung, zumal wenn sie ethnografisch angelegt ist, verfolgt den Anspruch, alltägliche Lebenswelten von „innen heraus“ verstehend zu beschreiben.¹⁰ Indem sie sich gerade auf einen spezifischen Ausschnitt von sozialer Wirklichkeit konzentriert und diesen mikroanalytisch, beispielsweise mittels Feldforschung, untersucht, kann soziales Handeln, das Stiften von Sinn und die Entstehung von Symbolen und Ordnungen im alltäglichen Handeln verschiedener Akteure nachgezeichnet und analysiert werden. Auf diese Weise ist es möglich, „zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) bei[z]utragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam [zu] machen“.¹¹ Ein solches ethnografisches Vorgehen wird von verschiedenen methodologischen Voraussetzungen getragen, die sich fortwährend mit der Frage auseinandersetzen, wie das Alltägliche sichtbar gemacht werden kann.

8 vgl. Dwelling/Prus, Einführung, 60–70.

9 Amann/Hirschauer, Befremdung der eigenen Kultur.

10 Vgl. Flick u. a., Was ist qualitative Forschung?, 14.

11 Ebd.

Die „Befremdung der eigenen Kultur“¹² stellt eine solche Strategie dar, um das allzu Vertraute zum befragungswürdigen Gegenstand zu machen. In der Literatur werden dazu verschiedene Techniken genannt, von denen wir hier einige kurz anreißen wollen.¹³ Harald Garfinkel entwickelt im Zuge seiner Ethnomethodologie ein methodisches Vorgehen, das er als „Krisenexperiment“¹⁴ bezeichnet. Garfinkel will das implizite, verkörperte Alltagswissen, oder wie Michael Polanyi es bezeichnet, das „tacit knowledge“¹⁵ untersuchen. Dabei liegt die methodische Herausforderung gerade in der Alltäglichkeit und Nichtexplizierbarkeit dieses Wissens: Wir können etwas, aber wir können nicht mehr sagen, warum wir es können und wie wir gelernt haben, es zu können. Hier setzt Garfinkel mit seinen Krisenexperimenten an, um die sinnhafte Normalität durch Fehlverhalten zu stören. Diese Störungen im Vollzug von Routinen erzeugen krisenhafte Momente, durch die die mit den Routinen verbundenen Erwartungen, Regeln und das nicht einfach explizierbare Praxiswissen zu Tage treten.

Aus einer Elternperspektive, so könnte man meinen, kommt einem ein solcher Zugang beinahe banal vor. Stellt nicht der Alltag, überhaupt die tägliche Auseinandersetzung von Kindern mit ihrer Lebenswelt oftmals eine permanente Störung unserer eingeschliffenen alltäglichen Abläufe dar? Und fordern uns Kinder nicht bei jeder Entdeckung heraus, das nicht Explizierbare explizierbar zu machen? Stören sie damit nicht unsere Gewohnheit, unser unhinterfragtes Vertrautsein mit Dingen, die wir in ihrer Verfasstheit häufig nicht mehr hinterfragen (können)? Dabei ist eine solche Störungsperspektive nicht nur produktiv für forschende Eltern, sozusagen als tägliches Training im Schärfen der eigenen Beobachtungsfähigkeit, in der Sensibilisierung für die Konstruktionen von Wirklichkeit oder in der Dekonstruktion von Sozialisation, sondern auch eine Möglichkeit, Kinder selbst zu Forschenden werden zu lassen. Denn, so unsere Vermutung, der kindliche Blick ist ein Blick, welcher störanfällig ist, der sich nicht zufrieden gibt mit sozialen Konventionen, Ordnungen und Vereinfachungen. Hier können beide Seiten für- und

12 Vgl. Amann/Hirschauer, *Befremdung*, 2.

13 In den folgenden Ausführungen beziehen wir uns maßgeblich auf Dellwing/Prus, *Einführung* und ergänzend auf Breidenstein u. a., *Ethnografie*.

14 Vgl. Garfinkel, *Ethnomethodology*, 35–75.

15 Vgl. Polanyi, *Implizites Wissen*. Hier ist das ganze Buch gemeint.

miteinander produktiv werden. Störungen kann dann mit forschender Neugier begegnet und die eigene Kultur befremdet werden.

Neben dem produktiven Potential von Störungen nutzt ethnografische Forschung jedoch auch noch weitere Methoden, um das Selbstverständliche und Unsichtbare der eigenen Kultur auf neue Weise sichtbar und befragbar zu machen. Diese funktionieren vor allem auf Basis von Perspektivwechseln: etwa wenn sich Ethnolog_innen bei der Erforschung von alltagskulturellen Phänomenen explizit für die Sichtweisen von „Außensteiter_innen“, „Fremden“ in ihrem Feld interessieren, deren Beobachtungen und Interpretationen dabei helfen können, sich als Forscher_in von den gelernten Denkgewohnheiten zu distanzieren.¹⁶ Zudem bieten auch Mikro- bzw. Makroperspektiven durch Herein- bzw. Herauszoomen das heuristische Potential, Normalität absichtlich in einer ungewöhnlichen Weise aufzulösen; etwa wenn die Konversationsanalyse sowie die Videografie durch technische Aufzeichnungen realzeitliche Abläufe sozialer Interaktion entschleiern und einer mikroskopischen Analyse unterziehbar machen,¹⁷ oder wenn in großangelegten quantitativen Untersuchungen die Alltäglichkeit eines Phänomens „im großen Stil“ erhoben und mit globalen Zusammenhängen und Trends in Verbindung gebracht werden, die im Situativ-Lokalen so nicht wahrgenommen werden. Als weitere Möglichkeit weist Robert Schmidt auf das heuristische Potential des „explorativen Vergleichens“ hin.¹⁸ Hierbei werden die interessierenden Phänomene jeweils vor dem Hintergrund anderer und zum Teil auf den ersten Blick völlig unterschiedlicher Phänomene untersucht. Beispielsweise vergleicht Schmidt die Praxis des Boxens mit der Praxis des Programmierens. Diese bilden jeweils eine Art Kontrastfolie für das andere Feld, wodurch es Schmidt gelingt, die geistigen Aspekte des Boxens sowie die Körperlichkeit des Programmierens herauszuarbeiten. Des Weiteren ist auch noch auf die Bedeutung von Metaphern für die Alltagsforschung hinzuweisen, wie sie zum Beispiel im Zusammenhang der Goffman'schen Theatermetaphorik berühmt geworden ist.¹⁹ Goffman schlägt vor,

16 Breidenstein u. a., Ethnografie, 29.

17 vgl. ebd., 30.

18 Vgl. Schmidt, Soziologie der Praktiken, 99–129.

19 Vgl. Goffman, Wir alle spielen Theater.

den Alltag als Bühne zu betrachten und ihn aus dieser Perspektive heraus in seiner alltäglichen Dramaturgie zu beobachten, wodurch die Normalität des Alltags als in ständiger Hervorbringung begriffenes Phänomen analysierbar wird.²⁰ Auch hier findet durch die begriffliche Neusortierung eine Perspektivenverschiebung statt, die dazu beitragen kann, sich den interessierenden Phänomen auf neue Weise zu nähern.

Neben diesen Befremdungstechniken möchten wir hier auf ein zweites Konzept näher eingehen, das konstitutiv für ethnografische Beobachtungen ist: das Konzept der Serendipity. Der Stadtanthropologe Rolf Lindner definiert Serendipity als die Entdeckung „von etwas [...], nach dem gar nicht gesucht wurde“.²¹ Lindner zeigt, wie das Konzept des gefundenen Zufalls nicht nur Einzug in die Populärkultur hält, sondern auch zu einer erkenntnisgenerierenden Methode avanciert.²² Neben Konflikten, Katastrophen, Unfällen sind es gerade Zufälle, Wendungen und Überraschungen, die den Blick auf das scheinbar Alltägliche lenken und es im Augenblick der zufälligen Verwunderung als etwas Nichtalltägliches erkennen lassen. Serendipity ist dabei aber nicht nur der Zufall in methodologisch aufgewerteter Form, sondern selbst eine Praxis des Sichtbarmachens, oder wie Fine und Deegan schreiben: „serendipity consists in how we transform our fortune into substantive discovery“.²³

Zusammenfassend geht es also darum, wie wir aus einem Zufall eine tatsächliche wissenschaftliche Entdeckung machen, und hier kommen die methodischen Baukästen und methodologischen Reflexionen ins Spiel. Dass etwas die Forschenden zufällig auf die richtige Spur bringt, lässt sich zumeist nur rückblickend rekonstruieren. Dementsprechend hat der Begriff wohl auch eine ganz eigene Blackbox, in der all jene Entdeckungen landen, die zu Beginn erfolgversprechend anmuteten und dann doch eher zu einem Irrweg, einer weiteren forschenden Schleife oder einer thematischen Sackgasse wurden. Rolf Lindner zeigt, wie versucht wird, dem

20 Vgl. Sacks, *On Doing Being Ordinary*.

21 Lindner, *Entdeckung*, 5.

22 Vgl. ebd. Zu einer ähnlich rekonstruierenden Darstellung und methodischen Anwendung des Konzepts siehe Bude, *Serendipity-Pattern*.

23 Deegan/Fine, *Principles*, 434.

Zufall in seiner Zufälligkeit beizukommen.²⁴ Er verweist dabei vor allem auf Beispiele der Stadtforschung, etwa das ungesteuerte Erkunden von Städten im Stile eines „Sich-treiben-Lassens“, wie es in den 1950er und 1960er vor allem von Vertreter_innen der *Situationistischen Internationale*²⁵ unter dem Stichwort *dérive* propagiert und praktiziert wurde und in vielen Aspekten der von Robert Park vorgeschlagenen Idee des *nosing around* ähnelt.²⁶

Wie aber öffnet der Zufall die Blackbox der unsichtbar gemachten familiär-partnerschaftlichen Unterstützer_innen wissenschaftlichen Arbeitens? Und wie tragen methodologische Praktiken der Befremdung dazu bei, diese Akteure sichtbar zu machen? Zum einen liefern beide Konzepte methodische Zugänge, die das eigene Arbeiten in familiär-partnerschaftlichen Netzwerken sichtbar machen und zugleich die eigene wissenschaftliche Erkenntnisarbeit als eine Gemeinschaftsarbeit erkennen lassen. Zum anderen geben sie aber auch die Möglichkeit, die eigene Verwobenheit in familiär-partnerschaftliche Zusammenhänge methodisch zu nutzen und sich vom Zufall in so manche Sandkiste oder manches Elterngespräch ziehen zu lassen oder von so mancher Frage eines Kindes zur Befremdung des schon zu sehr Gewohnten treiben zu lassen. Dieses „generative Potential“ forschender Elternschaft wird nun im folgenden Kapitel ausgelotet.

Elternschaft als wissenschaftliches Potential?

In Anknüpfung an diese disziplinär-methodologischen Überlegungen stellt sich für uns die Frage, welches „generative Potential“ – um das Tagungsmotto aufzugreifen – Elternschaft für die wissenschaftliche Arbeit haben kann. Dazu erlauben wir uns zunächst einmal zu fragen: Was haben forschende Eltern, was

24 Vgl. Lindner, Serendipity, 8.

25 Künstler- und Politgruppe, welche sich um Guy Debord in den 1950er Jahren in Frankreich gründete und in den 1970er Jahren auflöste. Ziel ihrer zahlreichen Aktionen und Performances war die Kritik am kapitalistischen System und die Verknüpfung von Kunst und Politik. Siehe auch <http://www.si-revue.de/situationistische-internationale> (12.5.2016).

26 Vgl. Lindner, Entdeckung der Stadtkultur, 115 ff.

andere Wissenschaftler_innen nicht haben? Die kürzeste und hier ausdrücklich nicht despektierlich gegenüber Nichteltern gemeinte Antwort darauf wäre: Kinder! Eine solch kurze Antwort hilft uns jedoch – in der Wissenschaft wenig überraschend – nicht weiter. Deswegen wollen wir uns in unserem Beitrag um eine ausführlichere Antwort bemühen. Diese könnte lauten: Forschende Eltern haben Kinder und damit tagtäglich Kontakt zu ihrer Weise, sich die Welt durch Spielen, Ausprobieren, Erleben, Nachahmen, Sich-Vertiefen, Sich-Wundern, Fragen-Stellen usw. zu erleben, beobachten, erschließen und anzueignen. Doch inwiefern verbirgt sich hierin ein auch wissenschaftlich relevantes Potential und wie lässt sich dieses nutzen?

Um diese für uns zentrale Frage zu beantworten, lohnt ein cursorischer Blick in die Ansätze der sogenannten neueren Kindheitsforschung, die sich von Skandinavien ausgehend seit den 1990er Jahren sowohl international²⁷ wie auch in Deutschland²⁸ konstituiert und sich dabei in unterschiedlichem Maß von den bisherigen entwicklungspsychologischen, pädagogischen und sozialisationstheoretischen Ansätzen abgegrenzt hat. Sie versteht sich dabei nach Günter Mey als „eine Forschungsrichtung, die explizit nach ‚der Perspektive der Kinder‘ fragt und deren erklärtes Ziel es ist, *nicht nur über* Kinder zu forschen“²⁹. Damit wirft sie der bisherigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kindern vor, Kinder zumeist als noch nicht fertige Erwachsene zu betrachten, die in die Erwachsenenwelt hineinsozialisiert würden. Aus dieser wissenschaftlichen Haltung heraus sei aus Sicht der neueren Kindheitsforschung ein asymmetrisches Verhältnis der Forschung gegenüber Kindern entstanden, das den Blick auf das eigenlogische Handeln und Denken von Kindern verstelle, und Kinder in den Studien somit nicht selbst als soziale Akteure in Erscheinung treten könnten. Dagegen betrachtet die neuere Kindheitsforschung Kinder gerade nicht nur als zukünftige Erwachsene, sondern erkennt sie als Mitglieder der Gesellschaft an, in der sie als soziale Akteure eine *aktive* Rolle in ihrer Entwicklung und Sozialisation spielen.

27 Vgl. Corsaro, *Sociology of Childhood* und James u. a., *Theorizing Childhood*.

28 Vgl. Grunert/Krüger, *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* und Honig, *Entwurf einer Theorie der Kindheit* und Honig u. a., *Aus der Perspektive von Kindern*.

29 Mey, *Zugänge zur kindlichen Perspektive*, 4, Hevorh. Verf.

Methodologisch erfordert ein solcher Paradigmenwechsel eine symmetrische Offenheit und Sensibilität gegenüber kindlichen Perspektiven, Logiken und Praktiken, ihren Lebenssituationen und spezifischen Kinderkulturen. Werden diese zwar durch die forschende erwachsene Person interpretiert, so besteht die analytische Herausforderung, sie in ihrem Tun und in ihren Erklärungen ernst zu nehmen und beides als für sie sinnstiftend anzuerkennen:

„Der Versuch, die Kultur der Kinder aus ihrer Perspektive zu verstehen, kann nur teilweise gelingen. Es kann sich nur um Annäherungen handeln. Alle Interpretationen sind Deutungen von Erwachsenen. Eine entscheidende Bedingung für das Gelingen der Einnahme dieser Perspektive ist die Offenheit gegenüber dem Handeln der Kinder. Sie sind ernst zu nehmen. Was sie tun und sagen, muss als für sie sinnvoll unterstellt werden. Es mag darüber hinaus helfen, sich an die eigene Kindheit zu erinnern. Es hilft aber auch, sich die Kontingenz der Weltsicht der modernen europäischen Kulturen durch den Vergleich mit anderen Kulturen oder anderen Zeiten zu vergegenwärtigen. Das Wissen um die Pluralität von Sichtweisen und Problemlösungsmöglichkeiten kann die Sensibilität für die Kinderkultur erhöhen.“³⁰

In den Ausführungen von Scholz zeigt sich noch einmal die Notwendigkeit, einer auf Verstehen abzielenden qualitativen Sozialforschung mit einer prinzipiellen Offenheit für alternative Deutungsmuster und dem Bewusstsein für eine Pluralität von Sichtweisen und Problemlösungsmöglichkeiten zu begegnen, um dem oben bereits diskutierten methodologischen Problem beizukommen.

Doch was lernen wir aus dieser Forderung, die Kinder und ihre Sichtweisen und Praktiken ernst nimmt, für die Frage, inwiefern die eigenen Kinder auch für die wissenschaftliche Arbeit forschender Eltern produktiv sein können? Wir sind im Anschluss an die neue Kindheitsforschung der Ansicht, dass sich Wissenschaftler_innen über ihre Kinder zusätzliche bzw. andere Forschungszugänge eröffnen können. Darunter verstehen wir jedoch nicht nur die Forschung über die eigenen Kinder – also die eigenen Kinder als Untersuchungsobjekte zu betrachten, wie es

30 Scholz, Von der Erforschung der eigenen Kinder, 6.

beispielsweise Piaget praktiziert hat.³¹ Vielmehr geht es uns vor allem um das wissenschaftlich relevante Potential einer Forschung *mit* den eigenen Kindern – also ihnen selbst die Rolle von aktiven Akteuren im Forschungsprozess zuzugestehen.

Dies betrifft zum einen die insbesondere für ethnografische Forschungen wichtige (*forschungs*)*praktische* Frage, wie man als Wissenschaftler_in Zugang zu dem jeweiligen Feld bekommt und welche Rollen man in diesem einnimmt oder auch zugeschrieben bekommt.³² Je nach Kontext können sich über die eigenen Kinder bestimmte Kontakte und Zugänge erschließen, die anderen Forscher_innen tendenziell verborgen bleiben oder zumindest schwieriger zu erschließen sind. Ein dazu passendes Beispiel liefert eine Göttinger Ethnologin, die im Rahmen ihrer Feldforschung als Wissenschaftlerin mit ihrem kleinen Sohn Anfang der 2000er Jahre in einer ländlichen Region Nordsumatras lebte. Über ihren Sohn und ihre vor Ort wahrnehmbare Mutterrolle entwickelte sich ein vertrauensvoller Kontakt zu den dortigen Frauen und deren Kindern. Dieser ermöglichte der Ethnologin wiederum den Zugang zu lokalen Frauengruppen, die sich als enorm wichtig für ihre Fragestellung zu Körper, Schönheit und Geschlecht herausstellten.³³

Neben dieser forschungspraktischen Bedeutung von Elternschaft lassen sich vor dem Hintergrund der weiter oben vorgestellten Konzepte qualitativer Forschung jedoch auch weitere Bereiche ausmachen, in denen die eigenen Kinder die wissenschaftliche Arbeit bereichern können. Wie zu Anfang dieses Kapitels geschildert, erleben forschende Eltern über ihre Kinder oftmals tagtäglich eine spezifische Art und Weise, sich mit der Welt auseinanderzusetzen und zu erklären. Obwohl – oder gerade weil – wir aus „Erwachsenensicht“ diese kindlichen Erklärungen und Sichtweisen schnell als „naiv“ oder „falsch“ abtun bzw. wir dazu neigen, diese vor dem Hintergrund unseres Wissens und unserer Erfahrungen zu korrigieren, wollen wir an dieser Stelle die latente Produktivität dieser kindlichen Perspektiven für die Wissenschaft betonen.

31 Vgl. dazu auch den Beitrag von Heßdörfer in diesem Band.

32 Für die Spezifik und Praxis des ethnografischen Feldzugangs vgl. Dellwing/Prus, Einführung, 91–112.

33 Vgl. Klenke, *Consuming Beauty*.

Wir sind der Ansicht, dass sich in den kindlichen Wahrnehmungen und Deutungen ein *heuristisches* Potential verbirgt, das uns als Wissenschaftler_innen im Sinne der für die qualitative Alltagsforschung bedeutsamen Befremdungstechniken dabei helfen kann, das uns Selbstverständliche und Bekannte mit anderen Augen zu betrachten. Als Erwachsene haben wir im Prozess unserer eigenen Sozialisation und Enkulturation auf spezifische Weise Erklärungsmodelle erlernt, die es uns ermöglichen, in der Welt (der Erwachsenen) zurechtzukommen. Diese etablierten und in der Alltagspraxis auch vielfach bewährten Deutungsmuster verstellen oder erschweren jedoch den neugierigen und offen fragenden Blick auf wohlbekanntere Phänomene. Hier kann das Einnehmen oder Nachahmen einer kindlichen Perspektive – zum Beispiel im Stile eines Gedankenexperiments „was wäre wenn“ – dabei helfen, uns neu für das Wesen von Phänomenen zu sensibilisieren, die uns als Erwachsene selbstverständlich erscheinen. Diese Vorgehensweise erinnert an die oben ausgeführte Bedeutung einer methodischen Befremdung für die ethnografische Untersuchung der eigenen Kultur. Hierzu werden, wie oben ausgeführt, verschiedene heuristische Techniken eingesetzt – etwa Perspektiven jenseits des Mainstreams aufgegriffen, explorative Vergleiche von auf den ersten Blick nicht zueinander passenden Phänomenen angestellt sowie verschiedene Metaphern durchgespielt –, um sich den untersuchten Wirklichkeiten auf kreative Weise nähern zu können. Das wissenschaftliche Ziel, eine analytisch anschlussfähige wie auch empirisch angemessene und dichte Beschreibung zu erarbeiten, setzt eine mittels Befremdung hergestellte Sensibilität voraus, über die das vermeintlich Selbstverständliche überhaupt erst wieder erklärungsbedürftig und interessant wird und darüber von uns als Wissenschaftler_innen auf neue Weise gedacht, analysiert und sichtbar gemacht werden kann.

Die wissenschaftliche und auch gesellschaftliche Relevanz und Produktivität einer solchen Herangehensweise zeigt sich darin, dass hierüber neue bzw. unkonventionelle Anschlüsse oder Lösungswege vorgeschlagen werden können. Das zeigt sich zum Beispiel in Harald Welzers Buch *Selbst Denken. Eine Anleitung zum Widerstand*³⁴ in dem er seiner kritischen Gesellschaftsanalyse zur „expansiven Moderne“ das programmatische Kulturmodell einer „reduktiven Moderne“

34 Vgl. Welzer, *Selbst denken*.

gegenüberstellt. Letzteres sei ihm zufolge durch die heutige omnipräsente Selbstverständlichkeit der Kategorie „Wachstum“ – Welzer spricht sogar von ihrer „zivilreligiösen Qualität“³⁵ – für viele Erwachsene nur schwer vorstellbar, für ein Kind dagegen eine potentielle Lösung des Problems der Ressourcenübernutzung:

„Wenn man einem, sagen wir, neunjährigen Kind erklären würde, dass die Erde den Ressourcen hunger der Weltbevölkerung nicht stillen kann, und es nach einer Lösung fragen würde, könnte es zum Beispiel sagen: ‚Erfindet etwas, das die Menschen kleiner macht, dann reicht die Menge der Ressourcen, die die Erde bietet, für alle.‘ Ein Erwachsener dagegen würde sagen: ‚Wir müssen wachsen! Ohne Wachstum haben wir keine wirtschaftlichen Möglichkeiten, die Umweltprobleme zu bewältigen!‘“³⁶

In diesen imaginierten Antworten wird der oben angesprochene Punkt deutlich. Als Erwachsene sind wir oftmals so sehr in bestimmten Deutungsmustern und Logiken verhaftet, sodass es uns tendenziell schwerer fällt, unkonventionelle Sichtweisen zu entwickeln. Denn auch wenn der in Welzers Beispiel genannte kindliche Vorschlag zum „Schrumpfen des Menschen“ biologisch natürlich nicht umzusetzen ist, so kann diese Vorstellung als Metapher dienen, von der ausgehend weitergedacht und gehandelt werden kann. So etwas Ähnliches scheint gegenwärtig zum Beispiel in den transdisziplinären Diskursen und Initiativen zu den Notwendigkeiten und Möglichkeiten sozial-ökologischer Transformationen und den Übergang in eine „Postwachstumsgesellschaft“ zu passieren.³⁷

Aber auch jenseits solch großer Fragen lässt sich die kindliche „Neuentdeckung“ der Welt als wertvolle Bereicherung für die wissenschaftliche Arbeit vor-

35 Ebd., 58.

36 Ebd.

37 Einen gesammelten Einblick in Ziele, Hintergründe und die vielschichtigen Themenfelder der Postwachstumsdebatte findet sich u. a. bei Seidl/Zahrnt, Postwachstumsgesellschaft. Aktuelle Entwicklungen lassen sich über das Degrowth-Webportal verfolgen, das aus der Vierten Internationalen Degrowth-Konferenz für ökologische Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit (2.–6. September 2014 in Leipzig) hervorgegangen ist, unter [http://www.degrowth.de/de/\(30.4.2015\)](http://www.degrowth.de/de/(30.4.2015)).

stellen. Zu nennen ist hier nicht zuletzt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit *Materialität* als einem Forschungsfeld, das im Zuge des sogenannten *material turn* seit einiger Zeit vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine Renaissance erfährt. Fragen der Materialität sind jedoch auch außerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen von großer Bedeutung – Eltern ahnen es vermutlich bereits –, denn bereits in den frühkindlichen Entwicklungsphasen spielt das Erforschen von Materialität eine herausragende Rolle. Wäre es dann nicht denkbar, dass wir durch das Beobachten von (eigenen) Kindern im Umgang mit der materiellen Welt auch etwas für unsere wissenschaftliche Arbeit lernen könnten?

Ohne hier abschließend und erschöpfend resümieren zu können, möchten wir nun kurz eine Situation schildern, die uns zum Nachdenken und Weiterdenken anregen kann:

Ich fahre Anfang Dezember mit dem Zug nach Berlin. Während der Fahrt beobachte ich die Interaktion zwischen einer jungen Frau und einem Kleinkind (schätzungsweise neun Monate alt). Das Kind krabbelt im Gang auf die Frau zu, die sich ihm mit einem Lächeln zuwendet und sich zu ihm herabbeugt. Die junge Frau zeigt dem Kind ihr Smartphone und gibt es ihm sogar in die Hände. Das Kleinkind nimmt es in die Hände, schaut es sich an, betastet ausgiebig die Oberflächen und dreht es dabei in seinen Händen immer wieder herum. Dann gibt es das Smartphone der Frau zurück, wobei dessen Rückseite nach oben zeigt. Die Frau wiederum gibt das Smartphone dem vor ihr im Gang sitzenden Kind zurück, wobei sie das Display dem Kind zuwendet. Sie wiederholt mehrmals das Wort „push“. Dann führt sie die Finger des Kindes zum Knopf unterhalb des Displays und drückt mit den Kinderfingern darauf. Das Bild auf dem Display ändert sich – es erscheint ein Portraitfoto einer jungen Frau (möglicherweise ihr eigenes?). Das Kind hält das Smartphone mittlerweile wieder alleine in den Händen, dreht es wieder herum und hält es der Frau mit der Rückseite nach oben entgegen. Diese nimmt es an und dreht es wieder mit dem Display nach oben, gibt es dem Kind zurück und sagt erneut „push“ (eigene Beobachtungsnotiz, 8. Dezember 2014).

Im Sinne der Argumentation unseres Beitrags lässt sich diese kurze Episode vielleicht so interpretieren, dass wir als Erwachsene neben der Materialität eines Gegenstands vor allem immer auch dessen Funktionalitäten im Blick haben: Die

Frau versucht das Kind auf diese Funktionsweise hinzuweisen, indem sie auf Basis ihrer gewohnten Nutzung des Smartphones den durch den Knopfdruck ausgelösten Effekt – das sich ändernde Bild – als für das Kind interessantes Ereignis antizipiert und mehrfach vorführt. Das Kind dagegen zeigt offensichtlich mehr Interesse an der im abwechselnden Übergeben des Smartphones hervorgebrachten interaktiven Spielsituation. Das Smartphone spielt für das Kind dabei eher aufgrund seiner haptisch erfahrbaren Form und materiellen Beschaffenheit seiner Oberflächen sowie als Tauschobjekt zur Aufrechterhaltung/Erneuerung der Spielsituation und der Beziehung zu der Frau eine Rolle. Der Bildschirm und die per Knopfdruck auszulösende Funktion, sich wechselnde Fotos anzeigen zu lassen, lösen dagegen kein beobachtbares Interesse seitens des Kindes aus.

Aus dieser Interpretation schließt sich für die wissenschaftliche Erforschung materieller Kultur die Frage an, inwiefern es uns Erwachsenen überhaupt gelingt, uns der Materialität von Dingen analytisch so anzunähern, dass die mit dem Ding durch gesellschaftliche und praktische Konventionen geprägten Funktionalitäten und Bedeutungsschemata als potentielle Verzerrungen vorerst ausgeblendet werden. Hier könnte die sorgfältige Beobachtung von Kindern bei ihrem Erforschen und Aneignen der Welt dazu beitragen, eine entsprechende Sensibilität zu schärfen und diese für die eigene wissenschaftliche Analyse produktiv zu machen.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich anhand der genannten Beispiele argumentieren, dass die Berücksichtigung kindlicher Perspektiven und Verhaltensweisen als eine Art Korrektiv für zum Teil unbewusste gesellschaftliche, aber auch wissenschaftliche Normierungen angesprochen werden können. Ein weiteres klassisches Beispiel wäre Hans Christian Andersens Märchen *Des Kaisers neue Kleider*,³⁸ in dem erst die von den gesellschaftlichen Konventionen der erwachsenen Untertanen unbeeindruckte Frage eines Kindes, warum der Mann denn keine Kleider an habe,

38 Vgl. Andersen, *Des Kaisers neue Kleider*.

die Betrügerei der beiden Schneider entlarven kann. „Kindermund tut Wahrheit kund“, wie ein altes Sprichwort es formuliert.

Auch wenn es mittlerweile in vielen wissenschaftlichen Disziplinen anerkannt ist, dass es sich bei „Wahrheit“ um eine relationale Kategorie handelt, so korrespondiert die oben geschilderte heuristische Nutzung des kindlichen Blicks mit der phänomenologischen wie auch praxeologischen Haltung, die Erforschung von Phänomenen *vor* konventionellen und oftmals auch unbewussten Kategorisierungen anzusetzen bzw. diese (kritisch) zu *reflektieren*.³⁹

So gesehen birgt die Auseinandersetzung bzw. das Experimentieren mit kindlichen Perspektiven letztendlich auch ein *erkenntnistheoretisches* Potential; in dem Sinn, dass es uns ermöglicht, die eigene „wissenschaftliche“ Betrachtung und Umgangsweise mit der Welt vor dem Hintergrund ihrer Differenz zu den Deutungsmustern unserer Kinder zu reflektieren. Wie sich am Beispiel der „Metaloge“⁴⁰ Gregory Batesons mit seiner Tochter Catherine zeigt, ergeben sich solche Reflexionen häufig über eine direkte Interaktion mit Kindern – etwa im Gespräch über ein Problem oder der beobachtenden Teilnahme an einer Spielsituation.⁴¹ Aus dem bewussten Nachdenken über diese Situationen und die Fragen und Antworten können sich dann neue und zuvor ungeahnte Verbindungen und Assoziationsketten entwickeln.

Eine solche Wissenschaftspraxis zeigt sich offen für das Ausprobieren und Spielen mit Perspektiven, ahmt diese vielleicht nach, deutet sie um und ähnelt damit in gewisser Weise und bis zu einem gewissen Punkt auch der kindlichen Praxis von Weltaneignung. Eine solche Wissenschaftspraxis bleibt dabei jedoch durch das reflexive Nachvollziehen des eigenen Vorgehens und die Bezugnahme auf analytische und theoretische Konzepte wissenschaftlich anschlussfähig.⁴² Diese

39 Vgl. Knecht, Ethnografische Praxis und Knecht, Writing Culture.

40 Metaloge sind Gespräche über problematische Themen, bei denen „die Teilnehmer nicht nur das Problem diskutieren [sollten], sondern die Struktur des Gesprächs als ganzes sollte auch für eben dieses Thema relevant sein“. Vgl. Bateson, Ökologie des Geistes, 31.

41 Vgl. ebd., 28–96.

42 Für den Zusammenhang zwischen der offenen Herangehensweise, kreativen Darstellungsformen und der theoretischen Anschlussfähigkeit vgl. u. a. Wehr, Alltagszeiten der Kinder.

Praxis könnte somit auch als eine Art Vorbild für eine prinzipiell offene, neugierige und „spielerische“ *Methodologie* dienen, um Bekanntes und Alltägliches bewusster erfahren, vielfältiger befragen und kreativer beschreiben zu können. Der Einbezug kindlicher Perspektiven wäre somit ein potentieller Beitrag zu der unter anderem von John Law in *After Method*⁴³ geforderten Subversion methodologischer Singularitätspostulate, nach der die häufig vorgefundene Unordentlichkeit von Welt nur mittels einer kreativen und multiperspektivisch-offenen Wissenschaftspraxis erfasst werden kann.⁴⁴

Als methodologische Voraussetzung stellt sich die Frage, wie die oben genannten Potentiale geweckt oder stimuliert werden können. Unsere intuitive Antwort hierauf wäre bis auf weiteres, eine ausgewogenere Beziehung zwischen Eltern und Kindern in der Forschung herzustellen; das heißt, im Anschluss an die Forderung der „neueren Kindheitsforschung“, die Kinder in ihrem Handeln und Denken ernst zu nehmen sowie sich um eine Sensibilität und Offenheit gegenüber ihren Deutungen zu bemühen. Dies ist eine Forderung, die wir Eltern gegenüber vermutlich nicht unbedingt zu formulieren brauchen, die aber aus unserer Sicht insbesondere im wissenschaftlichen Diskurs mehr Aufmerksamkeit bekommen sollte; vor allem da – wie eingangs erwähnt – Wissenschaft und Familie/Elternschaft nach wie vor zumeist als zwei voneinander getrennte (bzw. auch abzutrennende) Bereiche des Lebens betrachtet werden, die aber in der Lebenswirklichkeit vieler forschender Eltern mal mehr, mal weniger stark miteinander *verwoben* sind. Die Asymmetrie liegt in diesem Sinne nicht zwischen Eltern und Kindern, sondern im wissenschaftlichen Zugang und in der forschenden Praxis.

Abschließend erscheint es uns auf Basis der in diesem Beitrag angestellten Überlegungen plausibel, dass Elternschaft und der mit ihr verbundene tagtägliche Umgang mit Kindern auch für die forschenden Tätigkeiten produktiv sein kann und es vielleicht vielfach – bewusst oder unbewusst – auch bereits sind. Vor dem

43 Vgl. Law, *After Method*.

44 Eine Position, die im Übrigen auch an den von Uwe Schneidewind und Mandy Singer-Brodowski als Desiderat postulierten „Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem“ im Sinne einer „transformativen Wissenschaft“ anschlussfähig wäre, in denen „Inseln der Heterodoxie“ und die „Lust, Dinge anders zu denken“, explizit eingefordert werden (Schneidewind/Singer-Brodowski, *Transformative Wissenschaft*, 100 ff.).

Hintergrund einer solchen produktiven Umdeutung von Elternschaft innerhalb der Wissenschaftskultur erscheint uns die Kritik an gegenwärtigen strukturellen Rahmenbedingungen und die Einforderung familienfreundlichen Umsteuerns umso berechtigter zu sein. Die hier von uns skizzierte Reformulierung von forschender Elternschaft kann als eine konstruktive Ergänzung der bislang zumeist defizitär/prekär ausgerichteten Debatte um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf dienen und verleiht damit der Kritik am Status quo und den Forderungen nach Verbesserungen nur umso mehr Nachdruck.

Allerdings steht eine systematische Untersuchung der in unserem Beitrag formulierten Potentiale noch aus, wäre aber im Sinne der Sichtbarmachung von Elternschaft (wissenschaftlich wie auch politisch) sicherlich ein wichtiger nächster Schritt. Entsprechend widmen wir uns im nun folgenden letzten Kapitel einem Ausblick auf die Frage, wie ein solcher Schritt aussehen könnte.

Und was nun? Eine Einladung als Ausblick!

Die in unserem Beitrag angestellten Überlegungen zum wissenschaftlichen Potential von Elternschaft sind in ihrem jetzigen Stadium sicherlich mit einem idealistischen Impetus behaftet, der nicht zuletzt auch mit dem Ziel zusammenhängt, von der wissenschaftlichen Community in unserer Eigenschaft als forschende Eltern wahrgenommen und anerkannt zu werden. Wir sehen in einer solch idealistischen Färbung jedoch keineswegs einen grundlegenden Widerspruch zur Wissenschaftlichkeit unserer Überlegungen – denn hat die wissenschaftliche Begeisterung für ein spezifisches Themengebiet nicht immer auch einen idealistischen Charakter? Nichtsdestotrotz – gerade auch im Hinblick auf eine größere wissenschaftliche Argumentationskraft der hier entfalteten Perspektive – erscheint uns eine weitere systematische Auseinandersetzung mit der Lebenswirklichkeit forschender Eltern wünschenswert. Konkret ließen sich hier zum Beispiel folgende drei Schritte anschließen:

Als erster Ansatzpunkt bietet es sich an, konkrete Situationen zu dokumentieren und darauf hin zu untersuchen, wie die eigene Elternschaft für die wissen-

schaftliche Arbeit produktiv oder unproduktiv geworden ist oder wie sich durch die Kinder bestimmte Ideen entwickelt haben usw. Die Umsetzung könnte im Rahmen eines informellen Netzwerks geschehen, das – ähnlich wie auf der Tagung vorgemacht – dem Austausch und der reflexiv-analytischen Diskussion unserer quasi autoethnografischen Erfahrungen als forschende Eltern bzw. familiäre Forscher_innen dient. Die gesammelten persönlichen Situationsbeobachtungen und Erfahrungsberichte sowie die sich daran im Netzwerk anschließenden (und ebenfalls zu dokumentierenden) Diskussionen stellen das kollaborativ erzeugte autoethnografische Ausgangsmaterial dar, mittels dem die Überlegungen zu den generativen Potentialen von Elternschaft für die Wissenschaft auf systematisch-analytische Beine gestellt und über Publikationen, Vorträge usw. in die Kultur und das System Wissenschaft hinein kommuniziert werden können.⁴⁵

Eine weitere Möglichkeit, die von uns aufgestellte Thesen zur Produktivität kindlicher Perspektiven zu überprüfen, besteht darin, das Forschen *mit* Kindern praktisch zu erproben. Denkbar wäre etwa die Initiierung kleiner explorativer Forschungsprojekte im Rahmen der eigenen Familie oder bei Veranstaltungen und Workshops wie der „Kinder-Uni“ oder der „Langen Nacht der Wissenschaften“ und ähnlichen Formaten. Wichtig wäre es dabei, sich darum zu bemühen, dass die kindlichen Deutungsmuster und Erklärungsversuche ernst genommen werden und währenddessen selbstreflexiv darauf zu achten, was auch wir erwachsenen Wissenschaftler_innen dabei lernen können. Für die wissenschaftliche Weiterverarbeitung ist dabei auf eine angemessene Dokumentation des Prozesses zu achten.⁴⁶

Drittens wären auch Wege zu finden, mittels derer die zu Beginn unseres Beitrags diskutierte Teilhabe unsichtbarer Akteure an unserer eigenen Arbeit auch im Schreiben sichtbar gemacht werden kann – sei es in Feldnotizen, Forschungstagebüchern oder auch in wissenschaftlichen Texten. Einige Inspirationen hierzu fin-

45 Eine ausgezeichnete Darstellung zur Planung, Organisation und methodischen Durchführung bis hin zur Publikation kollaborativ-autoethnografischer Studien findet sich bei Chang u. a., Collaborative Autoethnography.

46 Anregungen finden sich in Publikationen und pädagogisch-didaktischen Konzepten und Projekten wie z. B. zum Thema „Philosophieren mit Kindern“ (vgl. Siegmund, Philosophieren mit Kindern).

den sich zum Beispiel in den bereits genannten Metalogen von Gregory Bateson⁴⁷ sowie in – wenn auch auf eine andere Perspektive der Sichtbarmachung abzielenden – Annemarie Mols Studie *The Body Multiple*.

Im Sinne einer programmatischen Umsetzung dieser (absichtlich un abgeschlossenen) Ideensammlung möchten wir dazu anregen, ein dezentrales Netzwerk zu gründen, in dem die soeben genannten Aktivitäten zusammengeführt werden und für die systematische Untersuchung des generativen Potentials forschender Elternschaft herangezogen werden können. Dies könnte online zunächst im Format eines nichtöffentlichen Blogs umgesetzt werden, in dem der vorgeschlagene Austausch von Erfahrungsberichten, Beobachtungen, Experimenten und Schreibpraktiken ablaufen kann. Aus diesem Austausch und den gesammelten Materialien heraus kann sich dann eine vertiefende Analyse entwickeln. Anknüpfend an eine solche kollaborative Arbeitsweise möchten wir alle Interessierten herzlich dazu einladen, sich an einem *Autoethnografischen Kollektiv forschender Eltern* (AKfE) zu beteiligen und dieses tatkräftig mit zu gestalten!⁴⁸

47 Vgl. Bateson, Ökologie des Geistes.

48 Kontakt unter cordula.endter@uni-hamburg.de und friedolin.krentel@gcsc.uni-giessen.de.

Literatur

- AMANN, KLAUS / STEFAN HIRSCHAUER: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, hrsg. von Stefan Hirschauer / Klaus Amann, Frankfurt a. M. 1997, 7–52.
- ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: Des Kaisers neue Kleider. Illustriert von Vitali Konstantinov, Berlin 2013.
- BARBER, ELINOR G. / ROBERT KING MERTON: The Travels and Adventures of Serendipity: A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science, Princeton 2004.
- BATESON, GREGORY: Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1988.
- BREIDENSTEIN, GEORG / STEFAN HIRSCHAUER / HERBERT KALTHOFF / BORIS NIESWAND: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Konstanz 2013.
- BUDE, HEINZ: Das „Serendipity-Pattern“. Eine Erläuterung am Beispiel des Exklusionsbegriffs, in: Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, hrsg. von Herbert Kalthoff / Stefan Hirschauer / Gesa Lindemann, Frankfurt a. M. 2008, 260-279.
- CHANG, HEEWON / KATHY-ANN C. HERNANDEZ / FAITH WAMBURA NGUNJIRI: Collaborative Autoethnography, Walnut Creek 2013.
- CORSARO, WILLIAM A.: The Sociology of Childhood, Thousand Oaks 1997.
- DEEGAN, JAMES G. / GARY A. FINE: Three Principles of Serendip. Insight, Chance, and Discovery in Qualitative Research, in: Qualitative Studies in Education 9 / 4 (1996), 434-447.
- DELLWING, MICHAEL / ROBERT PRUS: Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst, Wiesbaden 2012.
- ELIAS, NORBERT / JOHN L. SCOTON / MICHAEL SCHRÖTER: Etablierte und Außenseiter, Frankfurt a. M. 1990.
- FLICK, UWE / ERNST VON KARDORFF / INES STEINKE: Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick, in: Qualitative Forschung. Ein Handbuch, hrsg. von Ernst von Kardorff / Ines Steinke / Uwe Flick, 8. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2010, 13–29.
- GARFINKEL, HAROLD: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs 1967.
- GOFFMAN, ERVING: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969.

- GRUNERT, CATHLEEN / HEINZ-HERMANN KRÜGER: Handbuch Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002.
- HONIG, MICHAEL-SEBASTIAN: Entwurf einer Theorie der Kindheit, Frankfurt a. M. 1999.
- HONIG, MICHAEL-SEBASTIAN / ANDREAS LANGE / HANS R. LEU (Hrsg.): Aus der Perspektive von Kindern? Zur Methodologie der Kindheitsforschung, Weinheim 1999.
- JAMES, ALLISON / CHRIS JENKS / ALAN PROUT: Theorizing Childhood, Cambridge 1998.
- KLENKE, KARIN: Consuming Beauty. Körper, Schönheit und Geschlecht in Tana Karo, Nord-Sumatra, in: Göttinger Beiträge zur Ethnologie 5 (2011), unter: http://www.uni-verlag.uni-goettingen.de/bitstream/handle/3/isbn-978-3-941875-88-3/GBES_klenke.pdf?sequence=1 (27.12.2015).
- KNECHT, MICHI: Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts, Medizin- und Technikanthropologie, in: Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung, hrsg. von Stefan Beck / Jörg Niewöhner / Estrid Sørensen, Bielefeld 2012, 245–274.
- KNECHT, MICHI: Nach Writing Culture, mit Actor-Network. Ethnografie / Praxeografie in der Wissenschafts, Medizin- und Technikforschung, in: Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, hrsg. von Sabine Hess / Johannes Moser / Maria Schwertl, Berlin 2013, 79–106.
- LATOUR, BRUNO: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford 2005.
- LAW, JOHN: After Method. Mess in Social Science Research, London 2004.
- LINDNER, ROLF: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt a. M. 1990.
- LINDNER, ROLF: Serendipity und andere Merkwürdigkeiten, in: Vokus 22 / 1 (2012), 5–12.
- MEY, GÜNTER: Zugänge zur kindlichen Perspektive. Methoden der Kindheitsforschung, in: TU Berlin Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, Forschungsbericht 1 (2003).
- MOL, ANNEMARIE: The Body Multiple. Ontology in Medical Practice, Durham 2002.
- POLANYI, MICHAEL: Implizites Wissen, Frankfurt a. M. 1985.
- SACKS, HARVEY: On Doing Being Ordinary, in: Structures of Social Action. Studies in Conversation Analysis, hrsg. von Maxwell Atkinson / John Heritage, Cambridge 1984, 413–429.
- SCHMIDT, ROBERT: Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin 2012.

- SCHNEIDEWIND, UWE / MANDY SINGER-BRODOWSKI (Hrsg.): Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem, 2. Aufl., Weimar 2014.
- SCHOLZ, GEROLD: Von der Erforschung der eigenen Kinder zur Neuen Kindheitsforschung. Frankfurt 2000, unter: <http://grundschulforschung.de/GSA/Eigene.pdf> (26.1.2015).
- SEIDL, IRMI / ANGELIKA ZHRNT: Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg 2010.
- SIEGMUND, MICHAEL: Philosophieren mit Kindern. Ein Handbuch. Spielend leicht die Welt entdecken mit zahlreichen Spielen, Themen und Ideen, Norderstedt 2011.
- WEHR, LAURA: Alltagszeiten der Kinder. Die Zeitpraxis von Kindern im Kontext generationaler Ordnung, Weinheim 2009.
- WELZER, HARALD: Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 2014.